

In der Wüste fühlt sich das Leben leichter an

Es gibt Menschen, die sich vor der Wüste fürchten. Andere verlieben sich unrettbar in sie. Sie werden immer wieder zurückkehren in diese Welt zwischen Fata Morgana und Wirklichkeit. Erinnerungen an eine Reise in den Nordosten Tschads.
VON SUSANNA MÜLLER (TEXT UND BILDER)

Es war nur eine Fotografie, aber sie ging mir nie mehr aus dem Kopf: vom Wind geschliffene Felswände, tief unten smaragdgrünes Wasser und Hunderte von Dromedaren. Das Bild weckte in mir den Wunsch, all dies mit eigenen Augen zu sehen, unbedingt. Ich wollte dorthin reisen, zur wohl berühmtesten Wasserstelle in der Sahara, dem Guelta d'Archei im gebirgigen Nordosten Tschads.

Rückblickend denke ich manchmal, dass diese Reise nur ein Traum gewesen sei. Das Plateau des Ennedi, seine mächtigen Felsen und endlosen Ebenen – habe ich sie tatsächlich besucht? Denn die Welt war eine andere, als ich nach Afrika flog. Das Leben fühlte sich grenzenlos und frei an, noch wusste man nichts von dem Virus, das schon bald die Welt aus den Angeln heben würde.

Es war Mitte Dezember, als Abakar vor dem Hotel «Chez Wou» in Ndjamena, der Hauptstadt Tschads, den Motor seines Geländewagens startete. «Bismillah», murmelte er. «Im Namen Allahs» – auf dass alles gutgehe auf dieser Reise in die Wüste.

So brachen wir – eine Schweizer Reisegruppe mit ihren tschadischen Begleitern – in drei Autos auf Richtung Norden. Die Sonne stach durch die Scheiben. Wir wussten: Es würde für viele Stunden kein Entrinnen geben. Die Teerstrasse war löcherig und ausgefahren. Zwei-, dreimal hatten wir einen Platten. Wir fuhren durch einsame Dörfer mit weit verstreuten Strohütten, entlang von Hirsefeldern, Wasserstellen und ausgetrockneten Grasflächen, auf denen knöchige Zebu-Rinder weideten. Wir kamen durch Orte, in denen es nach Diesel stank und wo am Strassenrand das Fleisch geschlachteter Schafe auf Holzgestelle aufgespannt war. Unsere Guides kauften davon, um es am Abend zu kochen.

Die Wüste, sagte Osman, sei nicht nur für Touristen etwas Besonderes: «Die meisten Menschen aus dem Süden Tschads haben Angst vor der Sahara. Sie waren noch nie im Norden und glauben,

«Viele Einheimische haben Angst, dass sie sich in der Einöde verlieren, dass dort Dämonen hausen.»

Osman
Tschadischer Guide

dass sie sich in der Einöde verlieren, dass sie darin verdursten, dass dort Dämonen hausen. Früher, da habe auch ich mich gefürchtet. In all den Jahren bin ich aber schon so oft mit Touristen mitmarschiert, als Guide und als Koch, dass ich die Sahara mittlerweile gut kenne. Angst habe ich keine mehr. Im Gegenteil: Die Wüste ist zu meinem Lieblingsort geworden, das Klima dort ist leicht und gut, die Luft parfümiert, man schläft tief und fest, und es gibt keine Mücken.»

Wenn Osman erzählte, lachte er immer auch, und sein Lachen war laut und ansteckend. Es schien tief aus dem Bauch zu kommen, arbeitete sich hoch und liess sein Gesicht explodieren. Osman, der sich als Afroaraber bezeichnet, kommt aus einem Dorf im Osten des Landes, unweit der Grenze zum Sudan. Um Geld zu verdienen, ging er in die Hauptstadt, etwas später heiratete er. Er hat vier Kinder. Die ältere Tochter ist achtzehn, der Sohn sechzehn. Dann sind da noch zwei Nachzügler. «Meine Kinder sind intelligenter als ich. Zum Beispiel kennen sie das Internet, ich

nicht. Ich habe nur die Buschschule besucht. Damals, da war man noch zusammen mit den Tieren im Schulzimmer, neben dir eine Kuh oder eine Ziege.» Osman ist Mitte vierzig. Er spricht fließend Französisch und Italienisch, die Sprachen hat er mit den Touristen gelernt. Schreiben kann er nur arabisch.

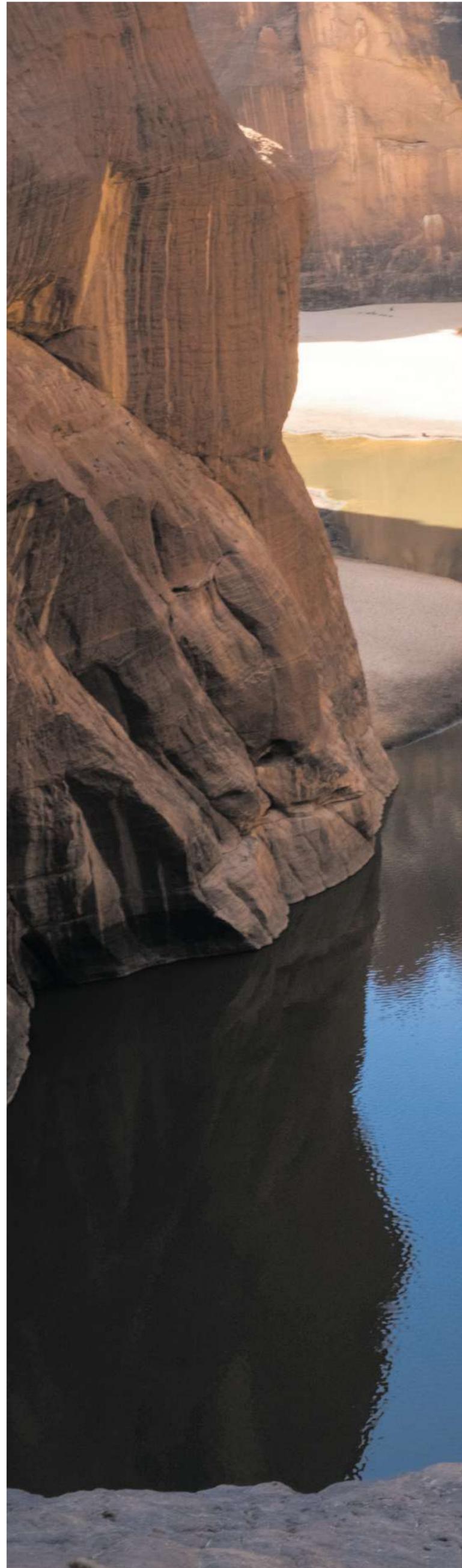
Wir fuhren und fuhren, bis wir nach vier Tagen endlich Kalait erreichten, eine gottverlassene Ortschaft am Eingang der Wüste. Hierher kommen die Nomaden, um sich mit Lebensmitteln und Waren einzudecken. Ausser Früchten und Gemüse wird alles aus dem benachbarten Libyen gebracht: Tee, Mehl, Reis, Decken, Benzin, Autoersatzteile ... Manchmal nehmen die leeren Lastwagen im Gegenzug Ziegen und Kamele mit zurück nach Libyen.

Es gab in Kalait nicht viel ausser einer breiten Sandpiste, gesäumt von Läden und Verkaufsständen, davor Körbe mit Datteln, getrockneten Okraschoten und ockerfarbigem Wüstensalz. Gummischläuche und farbige Plastikflaschen baumelten im Wind. Es war heiss, und es war trocken. Irgendwo gab es eisgekühlte Getränke zu kaufen. Pick-ups rollten vorbei. Sie quollen über von Menschen, Tieren, Schachteln und Säcken. Die Männer trugen bodenlange Djellabas. Mit einem Schesch, einem mehrere Meter langen Stück Stoff, das sie sich um den Kopf wickelten, schützten sie sich vor der Sonne. Oft sah man von ihnen nur die Augen. Frauen hüllten sich in bunt gemusterte Stoffe. Wer konnte, drückte sich in den Schatten. Motorräder schlenkerten vorbei, Kinder folgten uns neugierig. Wir Touristen fielen hier auf wie bunte Hunde. Wir tankten die Geländewagen voll und kauften für die nächsten zehn Tage ein letztes Mal ein.

Kaum hatten wir Kalait verlassen, wurde die Landschaft so flach, dass sie hintüber zu kippen schien. Ich sehe Sand vor mir, wenn ich daran denke, immer mehr Sand und Staub, aber immer weniger Vegetation. Das Auge konnte sich



Der rhythmische Gang der Dromedare lässt die Gedanken zur Ruhe kommen.



Das Guelta d'Archei ist die wohl bekannteste Wasserstelle der Sahara. Oft wimmelt es hier.



Schon früh dienten die Höhlen des Ennedi als Wohnraum. Heute sind sie eine Attraktion für Touristen.

nirgendwo festhalten. Menschen gab es keine mehr, Tiere auch nicht.

Als wir gut zwei Stunden gefahren waren, zeigten sich am Horizont die ersten Felsen des Ennedi-Massivs. Aus der Nähe dann: dunkles Gestein, das wie eine riesige Festung eines längst vergessenen Reichs aus dem Sand wuchs, lockend und abweisend zugleich – ein Zeuge des Urmeers, das vor 500 bis 350 Millionen Jahren grosse Teile der Sahara bedeckt hatte. Als es sich zurückzog und versiegte, blieben Sandsteinformationen zurück, die seither von Wind und Sand geschliffen und ausgehöhlt wurden. Schon sehr früh nutzten Menschen diese Höhlen als Wohnraum. An die Wände malten oder ritzen sie Szenen aus ihrem Alltag: menschliche Figuren, Rinder, Pferde und Dromedare.

Eine schmale Mondsichel war gerade am Horizont aufgestiegen, als wir schliesslich stoppten. Eine Nacht noch, dann würde ich sie endlich sehen: die Dromedarherden, die am Wasser des Guelta d'Archei ihren Durst stillen. Würde die Wirklichkeit meiner Vorstellung entsprechen? Oder sie gar übertreffen?

Es war plötzlich kalt geworden. Einige von uns verkrochen sich ins Zelt. Andere, auch ich, schliefen im Freien. Ich hatte den Schlafsack bis zur Nase hochgezogen. Der Himmel war übersät von Millionen von Sternen. Eine Schnuppe stürzte durch die Nacht, so plötzlich, dass ich mir nicht schnell genug etwas wünschen konnte. Aber was hätte ich mir überhaupt wünschen sollen? War mein Glück nicht vollkommen in diesem Moment?

In den Ohren hörte ich das Blut rauschen. Meine Gedanken wanderten zu den Freunden zu Hause, die sich gesorgt hatten: «Tschad? Ist das nicht gefährlich?» Dass demnächst die ganze Welt gefährlich sein würde, das hatte niemand geahnt. Für Tschad gab es die Reisewarnungen des EDA, und die

Eine Sternschnuppe stürzte durch die Nacht, so plötzlich, dass ich mir nicht schnell genug etwas wünschen konnte.

waren mir bekannt; ich hatte gewusst, dass in den letzten Jahren Ausländer in der Sahara und im Sahel entführt wurden, dass Rebellen und Schmuggler in den menschenleeren Gebieten eine Gefahr darstellten. Aber seit meinem ersten Wüstentrekking in Ägypten habe ich diese Sehnsucht in mir: nach dem leisen Fiepen von Wüstenfüchsen in der Nacht, nach den Trugbildern, welche die Hitze der Mittagsstunden hervorbringt, nach dem Knirschen von Sand zwischen den Zähnen. Oder sollte ich eher von Sucht sprechen?

Als wir am Guelta d'Archei ankamen, kletterten wir die Felsen hoch. Unter uns ging es steil in die Tiefe, und auf den ersten Blick war es so wie auf der Fotografie: die hohen Wände, das blaugrüne Wasser. Aber die Dromedare? Wo waren sie? Würden sie noch kommen? Wir warteten eine halbe Stunde, dann noch eine und noch eine, doch nichts tat sich. Es habe im Sommer stark geregnet, deshalb

kämen die Tiere nicht her, um zu trinken, sagte Osman. «Schau mal da unten, ein Krokodil», rief er plötzlich. Er zeigte auf etwas, das wie ein abgebrochener Ast im Wasser trieb. Es war eines der letzten Exemplare der seltenen Westafrikanischen Krokodile. 1964 sollen neun dieser Tiere im Guelta d'Archei gelebt haben, heute sind es je nach Quelle noch drei oder vier. Es sollen alles Weibchen sein.

In Tschad gab es nie viel Tourismus. Trotzdem sagte Osman, dass er sich ein bisschen damit verheiratet fühle. «Ich war achtzehn, als ich auf Touren mitging, um zu helfen: «Schneide das, mach die Sauce, gib Pfeffer dazu», hat es geheissen. So habe ich gelernt, für die italienischen Touristen Pasta zu kochen – und zwar richtig, al dente. Und 2006 wurde ich dann nach Mailand eingeladen. Es war für mich das erste und bisher einzige Mal in Europa: ein Traum! Alles war grün, die Temperatur nicht zu kühl, nicht zu heiss, es gab Autostrassen und Bahnen, die unterirdisch führen oder an einem Seil den Berg hoch. So etwas kennen wir bei uns nicht. Andererseits war es hart, den ganzen Tag im Haus zu sein, ohne Besucher, mit denen ich hätte Tee trinken können wie hier in Tschad.»

Dann standen plötzlich vier junge, schlaksige Männer vor uns. Sie trugen dunkle Sonnenbrillen mit verschnörkelter Goldfassung und führten acht wohlgenährte Dromedare mit sich. Neben dem Messer steckte ein Handy im Gurt. Mit ihnen zogen wir immer tiefer hinein ins Ennedi, zu Fuss oder im Sattel: über gelbe Grasebenen, sandige Hügel, vorbei an wuchtigen Felswänden, fein ziselierten Sandsteinfelsen und fein geschwungenen Bögen. Bekannt ist vor allem der Aloba-Bogen, einer der höchsten Felsbögen weltweit: Er spannt sich über 70 Meter und ist 122 Meter hoch.

Die vier Männer, zu denen das französische Wort «chamelier» viel besser

Ein Ort für Sinnsuchende, Forscher und Abenteurer

sm. · Die Faszination für die Wüste ist alt. Im 4. bis 6. Jahrhundert nach Christus zog es religiöse Menschen in die Sahara, hauptsächlich Männer, die sich in der damaligen Gesellschaft nicht zurechtfinden. Diese Aussteiger, sogenannte Wüstenväter, setzten sich dem eigenen Erleben und Fühlen aus und wurden dabei auch von düsteren Gedanken gequält. Ihre Erfahrungen im Umgang damit machten sie zu einer Art früherer Therapeuten: Menschen, die mit ihren Problemen nicht zurechtkamen, suchten sie auf, weil sie sich von ihnen Hilfe und Inspiration erhofften. So gesehen begründeten die Wüstenväter nicht nur das europäische Mönchtum, sondern auch den Wüstentourismus.

Sehr viel später, im 19. Jahrhundert, unternahmen europäische Entdecker und Forscher Reisen in die Sahara, um Wüstenlandschaften und Oasen zu er-

kunden. Sie zeichneten ein Bild von einer Gegenwelt zum Leben in Europa, das Sehnsüchte weckte. Mehr und mehr wurde die Wüste zu einem Magneten für Abenteurer und Sinnsuchende. Wüstendurchquerungen waren angesagt, die Menschen suchten prähistorische Maleisen und Artefakte oder besuchten Festivals. In den 1980er Jahren gab es von Europa Direktflüge in den Süden Algeriens. «Es war der reinste Massentourismus», sagt die Berner Wüstenkennerin Sabine Chavannes, die seit über 30 Jahren Kameltrekkings in der Sahara organisiert. Nach dem algerischen Bürgerkrieg in den 1990er Jahren aber brachen die Zahlen ein. Und als 2003 in Algerien 32 europäische Touristen verschleppt und in Geiselhaft genommen wurden, war der Wüstenraum weitgehend ausgeträumt.

Tschad hatte nie den gleich prominenten Platz auf der touristischen Land-

karte wie andere Sahara-Staaten. Bis Ende der 1980er Jahre gab es im Land praktisch keinen Tourismus. Die Einheimischen fürchteten, dass ihnen die Fremden ihre Bodenschätze wegnehmen würden, ihr Gold und ihre Diamanten. Sie warfen Steine und setzten touristische Zeltunterkünfte in Brand. Nur zögerlich konnte der Tourismus Fuss fassen, vor allem in den nördlichen Wüstengebieten des Ennedi und des Tibesti. Doch bereits Ende 1998 gab es bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen Regierungstruppen und Rebellen, und 2005 kam es zu einem fünfjährigen Bürgerkrieg. Dem Tourismus versetzte dies einen schweren Schlag. Er hat sich seither nie mehr ganz erholt.

Infolge der Corona-Krise sind touristische Wüstenreisen in der Sahara-Region vorübergehend zum Stillstand gekommen.



Nichts als Weite. Das Auge kann sich nirgendwo mehr festhalten.



Ohne Dromedare könnte der Mensch in der Sahara kaum existieren.



Die Tubu kennen genau die Stellen, wo es Handyempfang gibt.

Ein schönes Dromedar ist umgerechnet gut 800 Franken wert. Und ein Tubu muss für eine Frau 10 Dromedare zahlen.

passte als das derbe deutsche «Kameltreiber», gehörten zum Volk der Tubu. Diese «Felsmenschen», was «Tubu» übersetzt bedeutet, bevölkerten früher grosse Teile der zentralen Sahara, in den heutigen Staaten Tschad, Sudan, Libyen und Niger. Als Nordafrika immer mehr arabisiert wurde und sich die Tuareg ausbreiteten, wurden die Tubu nach und nach zurückgetrieben. Heute leben die meisten von ihnen im Norden des Tschad-Beckens, vor allem im Tibesti-Gebirge, im Grenzgebiet zu Libyen. Sie sind Nomaden, traditionellerweise halten sie Ziegen und Schafe und züchten Dromedare.

Die meisten Tubu haben nie mit Touristen zu tun. Die erste Sorge der Chameliers galt denn auch nicht uns, die sie als eine Art lebende Fracht zu betrachten schienen, sondern ihren Dromedaren. Diese hätschelten und pflegten sie mit Hingabe. Kein Wunder: Ein schönes Tier ist umgerechnet gut 800 Franken wert. Und ein Tubu, der heiraten will, muss für seine Frau 10 Dromedare zahlen. Vielleicht besprachen die Männer solches, wenn sie abends am Feuer redeten und lachten. Hin und wieder stiegen sie auf einen Fels, wo es Handyempfang gab, und telefonierten, ohne kaum je Luft zu holen. Sich mit ihnen zu unterhalten, war schwierig, fast unmöglich, sie sprachen ausser ihrer saharanischen Sprache Dazaga nur wenig Arabisch und noch weniger Französisch.

Wer also mehr über die Chameliers erfahren wollte, musste Osman fragen: «Die vier Männer kommen alle aus der gleichen Familie, drei von ihnen sind zum ersten Mal mit Touristen unterwegs. Etwa drei Tage vor Beginn der Reise haben sie die Dromedare zusammengesucht und vorbereitet. Adim, der Chef, ist einer, der Abmachungen respektiert. Das ist nicht selbstverständlich; es kann vorkommen, dass dir jemand sagt: Oh, ich finde eines der Dromedare nicht mehr ... tut mir leid. Das ist ein Problem im Tourismus. Ein Rendez-vous einzuhalten, ist etwas Neues in Afrika. Ich zum Beispiel habe schon sehr lange mit Weissen zu tun, ich habe ihre Art zum Teil adaptiert.»

Bald konnte ich mir ein Leben ausserhalb des Dromedarsattels nicht mehr vorstellen. Ich hatte den regelmässigen Schritt der Tiere verinnerlicht. Ihr Rhythmus, das regelmässige Vor und Zurück, schien je länger, je mehr kleine, ja kleinliche Gefühle und Gedanken nach unten sinken zu lassen. Dafür konnte sich das Positive an die Oberfläche schaffen: Freude, Gelassenheit, Ruhe. Das Leben fühlte sich leichter an – und freier. Ich sass hoch oben im Sattel und liess meine Augen ins Nichts wandern. Weder um das Gestern noch um das Morgen musste ich mich sorgen. Über mir war nichts als der Himmel, um mich eine Landschaft, die zwar von grosser Menschenfeindlichkeit war, mich aber auf wundersame Art beseelte.

Am sechsten Tag erreichten wir ein grünes Wüstental, durch das sich glitzerndes Wasser schlängelte. Es gab wilde

Feigen, und am feuchten Fels leuchtete üppiger Farn. Es war schattig im Wadi Dum, das seinen Namen von den vielen Dum-Palmen hat, die hier in grosser Zahl wachsen. Eine Schafherde stillte ihren Durst, etwas weiter hinten standen Dromedare am Wasser; es mussten um die dreihundert Tiere sein. Die vier Chameliers wuschen ihre Djellabas und Scheschs und hängten sie zum Trocknen über die Sträucher.

Sieben Tage zogen wir durch das Ennedi. Die Tage waren strukturiert und auf wohlthuende Weise eintönig: Früh am Morgen marschierten oder ritten wir los. Um die Mittagsstunde, wenn es glühend heiss war, assen wir, was Osman zubereitet hatte, und dösten danach matt im Schatten eines Baums. Dann wurden die Dromedare wieder gesattelt, und es ging weiter. Punkt drei Uhr stoppte die Karawane, die Tubu stiegen von ihren Tieren, um sich gegen Mekka zu richten und zu beten. Wir blieben im Sattel sitzen und schauten schweigend zu. Nach einer Weile setzten wir unsern Weg fort. Alles hatte sich gut eingespielt.

Manchmal war es bereits dunkel, wenn wir den Schlafplatz erreichten. Dann bereitete Osman das Abendessen zu. Oft gab es Pasta, Suppe, Gemüse und Früchte aus der Dose sowie sonnetrocknetes Brot, das nach dem dicken schwarzen Plastiksack schmeckte, in dem es lagerte. Die Momente gemeinsam in der Gruppe waren mitunter die anspruchsvollsten. Die einen wollten schweigen, die anderen schwatzen über städtische Parkgebühren, schweizerische Dialekte oder Partnerprobleme. Wie ein aufässiger Dämon drängte sich uns immer wieder der europäische Alltag auf.

Am Morgen des letzten Tages grüssten uns die Tubu erstmals von sich aus, sie lächelten uns zu und fragten freundlich: Ça va? Der Gedanke gefiel mir, dass auch ihnen der Abschied schwerfallen könnte. Oder waren sie im Gegenteil erleichtert, uns bald los zu sein? Wir mach-

MEHR BILDER UND KARTE

 nzz.ch/reisen

ten Fotos, und ich versprach, ihnen die Papierabzüge zu schicken. Dann setzten sich die Chameliers auf ihre Dromedare und ritten davon, wie heilige vier Könige, zurück in ihre eigene Welt. Wir schauten ihnen lange nach und quetschten uns schliesslich in unsere 4x4.

Wir fuhren während langer Stunden über topfebene Flächen, die nahtlos in den Himmel übergingen. Es war heiss und eng im Auto, die Freiheit und die Weite der vergangenen Tage fehlten ungemein. Ein paar mal verloren wir uns, denn so etwas wie eine Strasse gab es nicht. Die Welt war ocker-grau geworden, dichter Sandstaub trübte den Blick. Alles sah gleich aus. Dann tauchten die Nomadenhütten von Kalait auf, aus der Ferne schauten sie aus wie riesige Wespenester. Das Handy loggte sich ins Netz ein, die erste Whatsapp-Nachricht piepste auf: «Hoffe, dass du wohlauf bist, vom Zeh bis zur Seele.»

Längst wieder zurück in der Schweiz, bekomme ich manchmal eine Sprachnachricht von Osman, und in diesen Momenten ist mir klar, dass alles kein Traum war: «Hallo! Wie geht es dir? Bist du gesund? Hier ist alles in bester Ordnung. Wir sind bloss etwas besorgt, weil keine Touristen mehr kommen. Aber vielleicht gibt es ja Hoffnung, jetzt, da die Ansteckungen weniger geworden sind. Alle, die mit Touristen arbeiten, leiden unter dieser Krankheit. Sehr viele sind arbeitslos geworden: Guides, Chameliers, Hotelangestellte, Schmuckverkäufer ... Wir hoffen, dass die nächste Saison gut wird. Wir beten zu Allah, dass er die Probleme löst, dass er uns Gesundheit bringt und Glück, viel Glück.»

Die 18-tägige Reise endete am 4. Januar 2020. Am 7. Januar identifizierten die chinesischen Behörden das Coronavirus Sars-CoV-2. Die tschadische Regierung strich am 19. März alle kommerziellen Flüge in das Land, schloss die Grenzen und verhängte Ausgangssperren. Offiziell ist Tschad nur wenig vom Virus betroffen; gemäss Zahlen der WHO sind bis Ende Juli 75 Personen daran gestorben. Am 1. August hat der Flughafen von Ndjamena den Betrieb wieder aufgenommen.

Das Trekking wurde ermöglicht von Indigo Reisen – Sabine Chavannes, Ostermundigen.